

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 26 (2019)
Heft: 286

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur

Hühnerturmvision

Schottlandroman

Spidermanretter

Himmelsbaumeister

Frankensteintheater

Nordlichtklänge

Spielzimmerngames

Klimaprotestkino

Darmsaitenzyklus

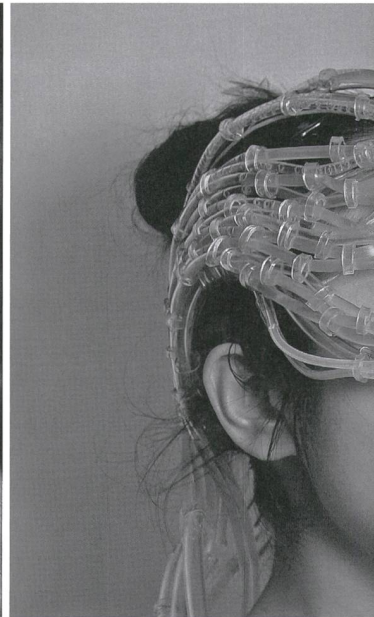
Sexpositivismus

Tauschgerechtigkeit

Schimmelznacht im Hühnerturm

Die Ausstellung «Food Revolution 5.0» im Gewerbemuseum Winterthur zeigt Konzepte und Utopien zur Zukunft des Essens – nicht gerade aamächelg.

Text: Valérie Hug

Austin Stewart: *Second Livestock*, 2014 (Bilder: Gewerbemuseum Winterthur)Michael Burton & Michiko Nitta: *Near future algae symbiosis suit*, 2010

Hoch ragen sie über die Dächer der Städte, die riesigen, zylinderförmigen Wolkenkratzer. Auf mehreren Dutzend Stockwerken verteilt leben Abertausende von Hühnern auf engstem Raum zusammen. Glaubt man den Verantwortlichen des Projekts *Second Livestock*, dann ist diese Art Hühnerstallhaltung «menschlich, ethisch und profitabel». Denn die Hühner leben in virtueller Freiheit. Eingeschlossen in einer Art Vitrine mit Laufband und ausgestattet mit einem Virtual-Reality-Headset, bekommen die Hühner nichts von ihrer realen Umgebung mit, sondern leben und bewegen sich vermeintlich auf Freiland in artgerechter Zucht und sind glücklich. Wenn es nach Austin Stewart geht, sieht so die Landwirtschaft der Zukunft aus: Bürotürme für die Massentierhaltung.

Second Livestock ist eines der rund 50 Forschungs- und Designprojekte der Ausstellung «Food Revolution 5.0» im Gewerbemuseum Winterthur. Wie alle Arbeiten beschäftigt es sich mit der Frage, was und wie wir in Zukunft essen wollen. Wie aber so manch andere gehört es zu jenen Projekten, die an unseren Essgewohnheiten festhalten. Die Möglichkeit, dass der Mensch selbst um- und seinen (Fleisch)-Konsum überdenkt, scheint gar nicht erst eine Option. Sondern das gewünschte Produkt – in diesem Fall Hühnerfleisch – muss her, und das um jeden Preis. Die Möglichkeit einer wirklichen Food-Revolution wird in solchen Modellen aussen vorgelassen. Und das, obwohl sich immer mehr Menschen für eine vegetarische oder vegane Ernährung entscheiden, sich mehr Gedanken über ihre Essgewohnheiten machen und bewusster mit Lebensmitteln umgehen.

Fortschrittlich ist einzig die Art und Weise, wie mit dem Problem des wachsenden Fleischkonsums umgegangen werden könnte, und zwar lediglich auf der Ebene der Lebensmittelbeschaffung. Dass der Hühnerkot zu Dünger weiterverarbeitet werden soll, macht das ganze Projekt in der Konzeption zwar runder, nicht aber wirklich revolutionär. Trotzdem schaffen es genau solche Projekte wie die von Stewart, einem die Notwendigkeit

und die Dringlichkeit einer globalen Food-Revolution noch deutlicher vor Augen zu führen.

Das Fleisch von morgen

Was aber, wenn es gar nicht so weit kommen muss? Was, wenn nicht neue Möglichkeiten für die Massentierhaltung, sondern die Alternativen dazu über das grössere Lösungspotenzial für die Probleme unserer heutigen Esskultur verfügen? Unser wachsender Fleischkonsum ist gekoppelt an viele weitere Problemfelder, Herausforderungen und Folgen, beispielsweise den Lebensmitteltransport, den Wasserkonsum oder die Treibhausgase. Auch in «Food Revolution 5.0» kommt dem Fleischkonsum besondere Aufmerksamkeit zu. 2016 ist in der Schweiz doppelt so viel Fleisch gegessen worden wie noch vor 100 Jahren. Wenn man bedenkt, dass hier 1916 gemäss Bundesstatistik lediglich 3'861'000 Personen lebten – weniger als die Hälfte der Bevölkerungszahl von 2016 (8'327'000 Einwohner) – hat sich de facto die benötigte Menge an Fleisch vervierfacht.

Damit Hand in Hand gehen die Mengen an Wasser und Futtermittel sowie der CO₂-Ausstoss. Allein für die Produktion eines Stücks Steak wird so viel CO₂ in die Atmosphäre freigesetzt wie bei einer Autofahrt über 250 Kilometer – das entspricht etwa der Strecke von Winterthur nach Lausanne. Auch hier wird äusserst schmerzlich bewusst: Wächst die Bevölkerung weiter und ist der Mensch nicht bereit, umzudenken, werden diese Werte noch weiter steigen, noch mehr Land für Futterpflanzen wird benötigt und noch knapper wird das Wasser werden. Lösungen müssen her, und zwar sofort. Prominent sind darum in der Ausstellung vor allem auch Konzepte und Ideen, die sich mit der Problematik des wachsenden Fleischkonsums auseinandersetzen und/oder Alternativen dazu bieten.

Eine der wohl kritischsten Antworten liefert Chloé Rutzervelds Arbeit *In Vitro Me*. Wie weit würde ein Mensch gehen,



Paul Gong: *Human Hyena*, 2014

um weiterhin Fleisch zu essen in einer Welt, in der Fleisch Mangelware wird? Würde er sich ein Bioreaktor-Amulett umhängen, das sich an die eigene Brust anschmiegt und körpereigenes Muskelgewebe kultiviert? Würde er es essen?

Seetang aus der Metzgerei

Weniger kritisch und sehr nahe am Fleisch, dafür umso tauglicher als Alternative könnte das Projekt *Meat the Future* des Industrial Designers René Kuntzag sein. In-Vitro-Fleisch soll die Herstellung von Fleisch ermöglichen, ohne Tiere zu schlachten. Über eine Biopsie (Gewebeprobe) werden dem Tier Zellen entnommen, die über ein spezielles Verfahren vermehrt und schliesslich zu Fleisch gezüchtet werden. Kuntzag bemerkt in seiner ausgestellten Arbeit aber zu Recht, dass der Erfolg seiner Idee abhängig von der Wirtschaftlichkeit und der Akzeptanz der Konsumenten ist.

In dieselbe Schublade gehört *SEA-MEAT Seaweed* von Hanan Alkough aus Kuwait. Auch sie hat begriffen, dass Fleischverzehr nicht mehr wirklich nachhaltig und einer der Hauptverursacher der gegenwärtigen Umweltbelastung ist. Alkough geht in ihrer Arbeit jedoch einen Schritt weiter. Sie will nicht einfach nur das Fleisch ersetzen, sondern sie schaut sich die Industrie hinter der Fleischproduktion an. Ihr Ziel ist es, dass Dulse-Seetang, der gebraten wie Schinkenspeck schmeckt, in seiner Aufbereitung dieselben Schritte durchläuft, die in der Fleischproduktion üblich sind. Damit könnten die reichhaltige Kultur und traditionelle Berufe wie Metzger erhalten bleiben.

Algen, Insekten, Tofu, Quorn – Alternativen zum Fleisch gibt es haufenweise. Das macht Mut. In einem anderen Szenario heisst das Fleisch von Morgen: Licht. Der Weg dazu: Einige unserer Organe werden mit Algen angereichert, die es uns ermöglichen, uns semi-photosynthetisch zu ernähren. Wir sind Symbioten, leben in wechselseitiger Abhängigkeit mit den Algen in uns. Das CO₂ unseres Atems regt das Algenwachstum an, diese wie-

derum führen dem Körper wichtige Nährstoffe zu. Irgendwann werden sich daraus gänzlich neue Organe mit Algen bilden, so dass wir uns – wenn es nach Michael Burton und Michiko Nitta geht – in Zukunft von Licht ernähren können. Solche Konzepte wie *Near Future Algae Symbiosis Suit* sind äusserst interessant und in der Idee durchaus fortschrittlich, scheinen in ihrer Umsetzung aber reichlich utopisch. Denn Essen ist auch immer eine kulturelle Sache. Wenn wir etwas an unserem Essverhalten ändern wollen, müssen wir beim kulturellen Verständnis von Essen ansetzen.

In dieselbe Kategorie wie der Algenanzug fallen die Projekte von Paul Gong aus Taipeh/Taiwan und Pei-Ying Lin aus Taiwan/London. In ersterem, genannt *Human Hyeana*, schlägt Gong den Verzehr von verfaulten und verschimmelten Lebensmitteln vor, der durch neuentwickelte Bakterien im menschlichem Verdauungssystem und die Einnahme von *Synsepalum Dulcificum* (eine Wunderbeere, die saures Essen in süsses verwandelt) ermöglicht wird. Lin hat sich in ihrem Konzept dagegen komplett von unseren Essgewohnheiten verabschiedet. In *Minimal Nano Diet* passen alle essentiellen Nährstoffe, die der Körper braucht, auf einen Löffel.

Unterwegs mit der Brennnessel-Schere

Nebst solchen futuristischeren Modellen und Ideen bietet «Food Revolution 5.0» auch Konzepte und Projekte, die bereits heute schon in der Praxis Anwendung finden. Ein solches Beispiel ist das Projekt *Stadtnessel* des St.Gallers Noël Hochuli. Für seine Bachelorarbeit an der Hochschule Luzern hat sich Hochuli mit Urban Foraging – der Nahrungssuche im städtischen Raum – auseinandergesetzt. Inspiriert hat ihn das Kochbuch *Essbare Stadt* von Maurice Maggi. Er fragte sich, ob urbane Brennnesselernte einen realen Nutzen hinsichtlich Ökologie, Ökonomie und Ernährung haben könnte. Dazu hat er eine Brennnessel-Sammel-



Hanan Alkhouh: *Sea-Meat Seeweed*, 2016



Noël Hochuli: *Die Stadtnessel*, 2015

tasche sowie eine passende Schere entworfen, mit der die Brennesselernte gemeistert werden kann. Das Projekt zeigt eindrücklich, dass man mit ein wenig Initiative ein kleines bisschen mehr zur Selbstversorgerin werden und einiges verändern kann – vorausgesetzt, man ist bereit dazu, bei sich selbst anzufangen.

Klar, es braucht sie auch, die grossen Konzepte, Modelle und Ideen, die auf einer weiteren Ebene unsere Esskultur in Frage stellen und neue Lösungen für zukunftsweisende Produktion und Konsum aufzeigen. Im Fall der industriellen Landwirtschaft aber ist genau ein solches grosses Konzept gescheitert. Auf deren Konto gehen nämlich rund ein Drittel der zivilisationsbedingten Treibhausemissionen sowie über 70 Prozent des Süsswasserverbrauchs. Darüber hinaus ist sie Mitverursacherin der schwindenden Biodiversität.

Wie vielfältig die Welt sein könnte, zeigt Pro Specie Rara, die Stiftung für kulturhistorische und genetische Vielfalt von Pflanzen und Tieren, am Beispiel des Apfels: Sie pflegt eine Sammlung von 365 Apfelsorten. Durch anbaufreundliche, gewinnbringende und dem Durchschnittsgeschmack entsprechende Sorten wurde diese einstige Vielfalt jedoch massiv verkleinert. Heute stammen über drei Viertel aller Lebensmittel auf der Welt von nur zwölf Pflanzen- und fünf Tierarten. Trotzdem gelingt es nicht, alle Menschen zu ernähren. Und das, obwohl theoretisch genug Essen für alle da ist. Es ist nicht etwa ein Produktions-, sondern vielmehr ein Distributionsproblem: Essen im Überfluss an einem, Knappheit am anderen Ort.

Im Kleinen Grosses bewirken

So fordert denn auch die «Food Revolution 5.0»: Es braucht wieder mehr kleinbäuerliche, arbeitsintensivere und auf Vielfalt ausgerichtete Strukturen. Und es braucht die Bereitschaft der Menschen, etwas zu tun. Denn Konzepte und Projekte, die

beim Menschen selbst anknüpfen und ihm aufzeigen, was er allein beitragen und bewirken kann, gibt es bereits. Zum Beispiel die Zero-Waste-Bewegung. Ihr Ziel ist es, möglichst wenig Abfall zu produzieren und Rohstoffe nicht zu verschwenden. Das fängt schon bei der Wasserflasche an. Warum nicht etwas mehr Geld in eine wiederverwendbare Flasche investieren, statt tagein, tagaus PET-Flaschen mit abgefülltem Wasser zu kaufen? Ist es wirklich nötig, dass wir hier in der Schweiz vulkanisch mineralisiertes Fidji-Wasser aus Plastikflaschen trinken und damit unsere Umwelt bis zu 450 Mal mehr belasten, statt Trinkwasser in guter Qualität direkt vom Hahn zu beziehen?

Und warum nicht der Lebensmittelverschwendung entgegenzutreten und Zweitklass-Gemüse kaufen, das sonst in der Biogastone landen würde? Möglich ist das etwa beim Verein Grassrooted (die Retter der 30 Tonnen Tomaten), jeweils jeden Donnerstag und Freitag am Zürcher Hauptbahnhof. Verpackung vor Ort gibt es keine; nach dem Motto «Zero Waste» sollen eigene Säckli und Stoffbeutel mitgebracht werden. Komplette ohne Verpackung und somit ohne Abfall kann in diversen Package-Free-Läden eingekauft werden. So zum Beispiel im Bio Ohne in Trogen. In der Stadt St.Gallen bietet der Stadtladen an der Katharinen-gasse 12 ein breites Sortiment an Bio-Gemüse, das verpackungsfrei angeboten wird.

In kleinen Schritten kann Grosses bewirkt werden. Denn dass es so nicht mehr lange weitergehen kann, das macht einem die Ausstellung im Gewerbemuseum Winterthur eindrücklich bewusst. Es braucht eine globale Food-Revolution. Und eine globale Ernährungsdemokratie.

Food Revolution 5.0 – Gestaltung für die Gesellschaft von morgen:
bis 28. April 2019, Gewerbemuseum Winterthur

gewerbemuseum.ch

Stockentengrün und eissturmvogelgrau

Anna Sterns Roman *Wild wie die Wellen des Meeres* spielt in Rorschach und Schottland. In ihrem vierten Buch seit 2014 hat die Autorin noch einmal an erzählerischer Reife zugelegt.

Text: Eva Bachmann

Avis heisst Vogel. Ava mag Vögel, schon als Kind erkennt sie ihren Ruf und weiss ihre Namen. Ava ist eine Vogelfrau, sie nimmt sich Raum und Zeit; sie fliegt sich frei, wann sie es will. Am Anfang des Buchs verlässt sie Paul, um für ein Praktikum zum Vögelzählen und Samensammeln in eine Forschungsstation nach Schottland zu fahren. Was war das für ein Paar, fragt man sich. Sie ist einige Jahre jünger, studiert Naturwissenschaften und stellt Fragen wie: Woher weiss der Kompass, wo Norden ist? Wird es wirklich stiller, wenn Schnee fällt? Er ist Polizist und stellt sich Fragen wie: Gibt es einen freien Willen? Sind Körper und Bewusstsein unabhängig voneinander? Ava aber gibt keine Antworten, schon gar nicht zu ihrer Vergangenheit. Also bleibt Paul allein in Rorschach zurück mit allen seinen Fragen.

Das geht der Leserin nicht viel anders: Ava ist ein Rätsel. Sie hat zwei verschiedenfarbige Augen, stockentengrün und eissturmvogelgrau. Sie isst am liebsten Brot, Frischkäse, Marmelade und Bananen. Ihr Totemtier ist Hermes, eine weiss gefiederte Taube. Um ihren Hals trägt sie einen irisierenden Labradorit. Sie liest lieber, als dass sie spricht. «Du darfst nicht alles glauben, was du siehst», klingt als Echo aus einer früheren Zeit nach. Was ist ihr Geheimnis?

Montage aus Text, Songs und Fotos

Anna Stern erzählt in ihrem Roman von der Trennung her vorwärts und rückwärts. Wir reisen nach Schottland, lernen Leute und Orte wie Eoghain und Clodagh, Däibhidh und Coire Mhic Fhearchair kennen, schauen den Forschern beim Arbeiten zu. Andererseits führt der Roman schrittweise zurück in die Jugend und Kindheit von Ava. Allmählich setzt sich das Familien-Patchwork zusammen und schliesslich gelangt man auch zum traumatischen Ereignis. Das Erzählverfahren ist raffiniert. Wohl ist der Text ein ruhiger Fluss, aber es bleibt immer eine latente Spannung auf diesen einen dunklen Punkt hin.

Anna Stern hat einen nüchternen, rein äusserlichen Blick auf ihre Figuren. Die Tiefe des Gemütszustands lotet sie anders aus: Es gibt zahlreiche Zitate aus Gedichten und Songs. Zudem enthält das Buch eine Reihe von Polaroids von Avas Notizbuch, in das sie in akkurater Schrift Fundstücke einträgt, als handle es sich um ein Laborjournal. «Found you. Lost myself.» Über die Texte und Fotos kann man lange nachsinnen – die verdichtete Form setzt Lichtpunkte in die Romanprosa, legt Fährten und bleibt doch Erklärungen schuldig.

Anna Stern ist 1990 in Rorschach geboren, doktoriert an der ETH Zürich in Umweltnaturwissenschaften und hat im November 2018 einen Förderpreis der st.gallischen Kulturstiftung erhalten. Nach den Romanen *Schneestill* (2014) und *Der Gutachter* (2016) sowie dem Erzählband *Beim Auftauchen der Himmel* (2017) veröffentlicht sie mit *Wild wie die Wellen des Meeres* bereits ihr viertes Buch innert weniger Jahre. Viele ihrer Texte sind naturkundlich grundiert, was sie angenehm erdet. Von den anfänglichen Krimi-Plots hat Stern sich indes mehr und mehr entfernt, auch wenn die Auflösung des «Falls» ein Treiber der Handlung bleibt. Der neue Roman überzeugt vielmehr durch seine Komposition: die sorgsam gesetzten Wechsel der Zeiten, Orte und Perspektiven wie auch das Dosieren von Anspannung und Ruhe.

Das Rätsel des grauen Auges

An den Tagen der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt hat Stern im Sommer 2018 einen Auszug aus dem Roman gelesen

und dafür den 3sat-Preis gewonnen, obwohl die Juroren zuvor viel kritisiert hatten: «rätselhaft», «zu viele Leerstellen». Sie hatte ein Stück von weit hinten gewählt, in dem Ava im Koma liegt und diverse Personen aus dem Roman sich an ihr Bett setzen und diesen Körper besprechen. Es ist eine starke Szene, aber tatsächlich fast nur aus dem Vorhergehenden zu erschliessen. Sie gehört zum Finale, in dem arg viel Filmreifes herbeigeschrieben wird, um die ausgelegten Fäden zusammenzubinden: Tod und Geburt, Unfall und Rettung, Medizin und Poesie, ja sogar ein mysteriöser alter Mann, der sich in einer Pfütze verflüchtigt.

Dieser Ira Redpoll ist eine Figur zwischen Realität und Fantasie und verkörpert damit ein zentrales Motiv, das schon früh angesprochen wird: «Hast du gewusst, sagt Ava, dass Erinnerung und Vorstellung die gleichen Hirnareale aktivieren. Wir brauchen die Vergangenheit, um in der Gegenwart die Zukunft zu üben.» Was das graue Auge gesehen hat, gehört in das trügerische Areal. Man darf ihm nicht glauben und trotzdem beeinflusst es, was das grüne Auge sieht. Davon handelt der Roman, der am Schluss offen bleibt. Avas Zukunft mit Paul bleibt ein Übungsfeld. Und als Leserin wartet man gespannt darauf, wie es weitergeht – mit Anna Stern, dieser kraftvollen literarischen Stimme aus der Ostschweiz.

Anna Stern: *Wild wie die Wellen des Meeres*. Salis Verlag, Zürich, Fr. 33.90.

Leseprobe

«Wie der Atlantik vor Brest»

Paul steht auf der Plattform des Panoramalifts und sieht den Sturm kommen. Der Himmel ist grau, und der See ist schwarz, und auf den Wellen, die heftig gegen das Ufer und die Hafenummauer klatschen, sitzen weisse Schaumkronen; Deutschland ist längst nicht mehr zu sehen. Als Paul nach Nordwesten blickt, wo die Sturmwarnungslaternen entlang des Ufers sich wie verrückt drehen – das leuchtende Orange ihres Signals wirkt unwirklich im Weiss und Grau und Schwarz, das sie umgibt –, peitschen ihm erste Regentropfen horizontal ins Gesicht. Er nimmt sein Telefon aus der Tasche und lehnt sich über das Geländer, um ein Foto zu machen, doch der Wind verfängt sich in der Kapuze seiner Regenjacke und zerrt so heftig daran, dass er den Versuch wieder aufgibt. Unter ihm fährt ein Zug langsam in den Bahnhof ein, und Passagiere hasten aus dem Wartehäuschen. Paul blickt noch einmal auf den See hinaus – wild wie ein Meer, denkt er, wild wie der Atlantik vor Brest – und geht dann über die Galerie zur Promenadenstrasse. Der Regen ist jetzt heftiger, schwer fallen die Tropfen in der noch warmen Luft auf den dunklen Asphalt. Als Paul seinen Regenschirm öffnet, fährt eine Bö in seine Kuppel und dreht sie um, und Paul stopft das verbogene Metallgestell in den nächsten Abfalleimer, zieht den Gummizug seiner Kapuze enger und stemmt sich gegen den Wind und gegen die Steigung und macht sich auf den Nachhauseweg.

Aus: *Wild wie die Wellen des Meeres*

Kühn und besser als cool

Der Spider-Man auf einem Brückenpfeiler an der Bodenseeauf Autobahn nahe Arbon Süd hält sich schon seit 20 Jahren. Jetzt hat das Graffiti eine farbliche Auffrischung bekommen, dem Schöpfer der Figur, Stan Lee, zu Ehren.

Text und Bilder: Wolfgang Steiger

Sie gehörte damals zum Kollegenkreis und wusste deshalb, dass er hinter dem Graffiti steckt. «Ich denke jeden Tag an dich, wenn ich mit dem Auto am Spider-Man vorbeifahre,» scherzte die Bekannte, als Anonymus ihr im letzten Sommer auf der Seepromenade in Arbon nach einer gefühlten Ewigkeit wieder einmal über den Weg lief.

Schon seit 20 Jahren lauert Spider-Man sprungbereit am Brückenpfeiler. Die Insektenaugen signalisieren Wachsamkeit. Gleich landet er auf dem Dach eines vorbeifahrenden Fahrzeuges: Spider-Man auf seiner Mission gegen die Bösewichte dieser Welt.

Der sympathische Hilfspolizist

Anonymus zerbricht sich den Kopf darüber, weshalb der Strassenunterhaltsdienst ausser seinem Spider-Man immer alle Graffiti sofort wegputzt oder übermalt. Beim Pfeiler der nächsten Autobahnüberführung Richtung Arbon sprayte jemand «respect spider-man». Es war sofort wieder weg. Anonymus fragt sich, ob hier wohl ausnahmsweise etwas Illegales akzeptiert ist. Liegt es etwa daran, dass es sich bei Spider-Man um die Figur des hilfreichen Nachbars handelt, einer, der immer zur Stelle ist, wenn jemand in Not gerät? Eine Art Hilfspolizist, der zwar Selbstjustiz ausübt, die aber von der Gesellschaft akzeptiert ist.

Einmal beobachtete Anonymus beim Vorbeifahren eine Unterhalts-Equipe, die den besagten Brückenpfeiler sogar vom wuchernden Efeu befreite.

Für ihn, den Comic-Fan seit Teenagerzeiten, hat Spider-Man verglichen mit den anderen Superhelden einfach «die coolsten Superkräfte». Wie er ohne Einschränkung durch die Schwerkraft Wände hochklettern kann, wie er sich durch die Wolkenkratzer Schluchten Manhattans schwingt, nach jedem Schwung einen seildicken Spinnfaden als Anker aus der rechten Handfläche schießt, Anonymus liebt diese Vorstellung noch heute – in seinen 40ern.

Es war in den späten 90er-Jahren, als er und ein Kollege das Graffiti auf den Brückenpfeiler sprayten. Auf einer weiss grundierten Fläche vergrösserten sie mithilfe eines Rastergitters aus Kreide eine Vorlage aus dem Comic-Heftli. Dann sprayten sie entlang der Vorzeichnung mit schwarz, blau und rot das Motiv. Die Augen deckten sie mit Schablonen ab.

Trotz des sorgfältigen Vorgehens und der geschützten Lage des Bildes unter der Autobahnbrücke litten jedoch die Farben mit der Zeit. Nach der Begegnung mit seiner Bekannten am See, die ihm die Bedeutung dieses Graffiti für das Ortsbild verdeutlichte, entschloss sich Anonymus, den Spider-Man aufzufrischen.

Ein Mythos für das 21. Jahrhundert

Dazu kam, dass Stan Lee am 12. November in Los Angeles 95-jährig verstarb. Auf seinen letzten Fotos: ein freundlicher älterer Herr mit getöner Pilotenbrille, grauem Borstenschmuck, einem etwas schiefen Lächeln und nach hinten gegeltem Haaren. Er war der Erfinder von Superhelden wie Hulk und den X-Men. Spider-Man war jedoch Stan Lees gelungenste Schöpfung.

In der Doppelexistenz eines gewöhnlichen Teenagers, der durch den Biss einer gentechnisch veränderten Spinne zu Superkräften kommt, vereint die Figur des Waisenjungen Peter Parker völlig gegensätzliche Eigenschaften in sich. Mit der Low-Life-Existenz dieses Teenagers konnten sich junge Comic-Leser identifizieren. Er fährt Töffli, hat eine verkorkste Beziehung zum anderen Geschlecht und wird in der Schule gehänselt.

Die Renovation des Graffiti sollte dem Gedenken an Stan Lee gewidmet sein; denn schliesslich schuf er einen Mythos für das 21. Jahrhundert: Nach der Blockbuster-Trilogie von Regisseur Sam Raimi in den Nullerjahren wurde Spider-Man zum Superhelden par excellence.

Restauration bei Nacht und Nebel

Peter Parker wird von seinem Onkel Ben und der gütigen Tante May aufgezogen. Als Onkel Ben der ausserordentlichen Eigenschaften Peters gewahr wird, ermahnt er ihn: «Aus grosser Kraft folgt grosse Verantwortung.» Ein grundlegender Teil der Erzählung verarbeitet schliesslich die Problematik um Schuld und Sühne, wenn ein vor Spider-Man flüchtender Verbrecher Onkel Ben erschiesst. Die Geschlechterrollen sind beim ikonografischen Filmkuss mit Tobey Maguire als Peter Parker und Kirsten Dunst als Mary Jane Watson buchstäblich auf den Kopf gestellt. Bei strömendem Regen fährt Spider-Man kopfüber am Spinnfaden zu Mary Jane hinunter, sie rollt ihm seine Stoffmaske bis über die Nase auf und küsst ihn innigst auf die Lippen.

Also machen sich Anonymus und zwei Kumpels in einer Nacht Ende November um drei Uhr früh auf, um das Graffiti zu restaurieren. Mit Acrylfarben und Pinsel ergänzen sie die schadhaften Stellen, verändern so wenig wie möglich. Ihres illegalen Tuns bewusst, bedient einer die Lampe, die er ausknipst, wenn sich ein Auto nähert. «Es gibt ja immer Idioten, die die Bullen rufen,» meint Anonymus.



Der Spider vorher und nachher.

Melancholische Barträger, laute Frauen und ein Popsternchen

Das Nordklang-Festival ist sich auch bei der 13. Ausgabe treu geblieben: Mit vielen (noch) unbekannten Bands holt es für zwei Tage die Vielfalt der nordischen Musikkultur nach St.Gallen – und wagt weitere Experimente.

Text: Marion Loher

Man muss sich in der nordischen Musikszene ziemlich gut auskennen, um von den Bands, die am Nordklang-Festival auftreten, schon einmal etwas gehört zu haben. Die meisten Musikerinnen und Musiker sind vor allem in ihrer Heimat Island, Dänemark, Schweden, Norwegen oder Grönland bekannt, die wenigsten bislang in den hiesigen Gefilden aufgetreten. Kein Grund jedoch, das Festival am 15. und 16. Februar zu meiden. Im Gegenteil. «90 Prozent der Besucherinnen und Besucher kennen die Bands vorher nicht», sagt Sandro Büchler vom Festival-OK. «Sie kommen, weil sie Lust haben, sich auf etwas Neues einzulassen.»

Und genau das ist es, was das Nordklang ausmacht, und zwar seit 13 Jahren: Es bringt unbekannte Bands aus dem hohen Norden nach St.Gallen und lässt die Besucherinnen und Besucher in intimer Atmosphäre die unterschiedlichsten Facetten der nordischen Musik entdecken. Ein Konzept mit Erfolg: Das Festival war in den vergangenen Jahren immer sehr gut besucht.

Von rockig über düster bis melancholisch

Das musikalische Spektrum ist gewohnt breit. 13 Bands und Singer/Songwriter und ein DJ treten am Samstagabend auf fünf Bühnen zwischen Grabenhalle und Kellerbühne auf. Unter den Musikerinnen und Musikern finden sich drei dänische Rock-Schwester (Velvet Volume) mit «Stil und Benzin im Blut» wie der «Rolling Stone» schrieb und eine eigenwillige, tiefgründige Folk-Pop-Band aus Schweden (Small Feet), ein finnisches Volksmusik-Ensemble (Tallari) und eine düster-schrilke schwedische Synthie-Band (Agent Side Grinder), ein selbstironisches bäriges Männertrio aus Dänemark (The White Album), ein 21-jähriges, norwegisches Popsternchen (Amanda Tenfjord) und der «Mani Matter von Grönland» (Ulf Fleischer). Letzterer war bereits für das Nordklang-Festival im vergangenen Jahr gebucht. Damals musste er seinen Auftritt allerdings krankheitsbedingt absagen. Die Organisatoren hoffen, dass es dieses Jahr klappt. Seine Lieder gehören zum Grundinventar der grönländischen Kultur, ganze Generationen singen sie mit, heisst es auf dem Programm-Flyer.

Auf welche Musikerinnen und Musiker freuen sich die Festival-Macher besonders? «Auf Kajsa Vala», sagt Vereinspräsidentin Larissa Bissegger. Die dänische Singer/Songwriterin mit isländischen Wurzeln ist Folk-, Blues- und Rock-Musikerin mit Leib und Seele und trumpft mit ihrer Gitarre auf der Bühne gross auf. «Ich habe mich bereits mehrmals von ihren Live-Qualitäten überzeugen können, letztmals am SPOT-Festival in Aarhus.»

Ihr Kollege Sandro Büchler wird sich den Auftritt der isländischen Band Árstídir nicht entgehen lassen. «Ich habe die Band vor gut sieben Jahren am Iceland Airwaves Festival in einem Bücherladen erlebt und fand sie genial.» Die Musik ist ein Mix aus Indie-Rock, Folk und Klassik. Mit ihren Stimmen und Streichern, mit Klavier und Gitarre schaffen die Musiker aus Reykjavik eine wunderbar melancholisch-orchestrale Atmosphäre.

Jodel trifft auf Joik

Eröffnet wird das Festival am Freitagabend, 19 Uhr, mit einem aussergewöhnlichen Aufeinandertreffen. Der Schwede Simon Issát Marainen ist Dichter, Rentierhirt und Joiker. Er und die Naturjodelgruppe Stein AR werden in der Kirche St.Laurenzen ihre beiden traditionellen Gesangsformen in Einklang bringen. Simon



Velvet Volume: Benzin aus Dänemark. (Bild: pd)

Issát Marainen wird bereits am Dienstag anreisen und mit den Appenzeller Jodlern proben. «Wir wissen nicht was passiert, wir lassen uns überraschen», sagt Larissa Bissegger. Visuell umrahmt werden die Gesänge mit Bildern der einheimischen Fotografen Cyrill Schlauri und Jan Ruckstuhl aus dem Alpstein und dem hohen Norden.

Ein Experiment ist auch die Podiumsdiskussion am Samstagnachmittag, 13 Uhr. «Seit den Anfängen des Nordklang-Festivals sind wir immer wieder gefragt worden, was die nordische Musiklandschaft ausmacht», sagt Sandro Büchler. Darum hat man sich entschieden, diese Frage in einem grösseren Kontext zu diskutieren. Teilnehmen am Podium, das im Textilmuseum stattfindet, werden Gunnar Madsen, Chef des dänischen SPOT-Festivals, Vertreterinnen und Vertreter der norwegischen Band Falkevik, der Festivalleitung sowie des Sinfonieorchesters St.Gallen. Dass das Thema aktueller denn je ist, zeigt auch: Am Wochenende vor dem «Nordklang» blickt das Sinfonieorchester St.Gallen an seinen Konzerten ebenfalls nordwärts.

15. Februar: Eröffnungsabend in der Kirche St.Laurenzen mit Simon Issát Marainen aus Schweden und der Naturjodelgruppe Stein AR; Türöffnung ist um 19 Uhr, Konzertbeginn um 19.30 Uhr.

16. Februar: Grabenhalle: 20.30 Uhr Velvet Volume; 22 Uhr Shatter Hands Live; 23.15 Uhr Agent Side Grinder; 00.45 Uhr DJ-Set Shatter Hands
Palace: 20.30 Uhr The White Album; 22 Uhr Amanda Tenfjord; 23.15 Uhr Kajsa Vala
Pfalzkeller: 19.30 Uhr Tallari; 21 Uhr Jacob Bellens Solo; 22.30 Uhr Árstídir
Hofkeller: 19.30 Uhr Small Feet; 21 Uhr Ane Monsrud
Kellerbühne: 19.30 Uhr Heidrik; 21 Uhr Ulf Fleischer; 22.30 Uhr Falkevik

nordklang.ch

Der Text erschien zuerst auf saiten.ch.

Himmelwärts mit Stampfbeton

Von Zumthors Bruder-Klaus-Kapelle bis zu Turrells Skyspace: Was solche Architektur der Unendlichkeit auszeichnet, erforscht Christoph Schaub zusammen mit Kameramann Ramón Giger.

Text: Peter Surber



Alvaro Sizas Kirche Santa Maria.

Durch das Kornfeld und die Baumkronen streicht der Wind. Lange ruhige Einstellung – dann wendet sich die Kamera zur Mitte des Felds. Ein Monolith taucht auf, ein fensterloses turmartiges Gebäude, grau im gelben Feld, streng und einsam. Es ist die Bruder-Klaus-Feldkapelle im deutschen Wachendorf, 2005 bis 2007 gebaut von Peter Zumthor, ein Pilgerort nicht nur für Gläubige, sondern auch für Architekturtouristen.

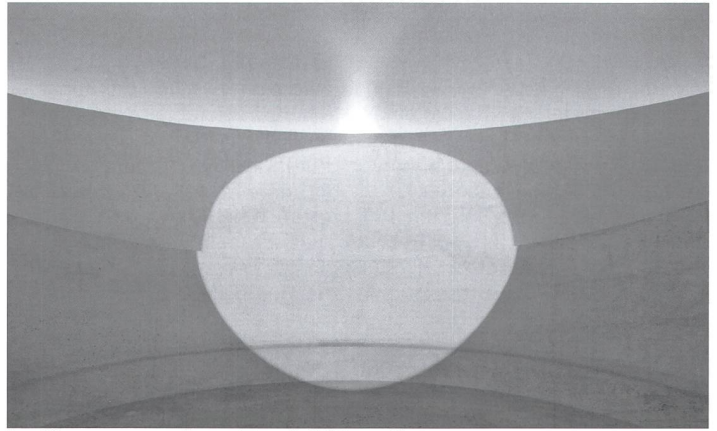
Die Kamera begleitet das Stifterpaar Scheidtweiler auf seinem täglichen Gang zur Kapelle, führt auf dem Spiralweg ins Innere, geht ganz nah heran an den groben Stampfbeton, die Glaspfropfen in den Wänden und die Bruder-Klaus-Bronze von Hans Josephsohn, und führt dann hoch zur offenen Decke und hinaus in den Himmel. Ramón Giger, der in Ausserrhoden aufgewachsene Filmemacher (*Karma Shadub*, *Eine ruhige Jacke*) und Kameramann, geht mit Langsamkeit, manchmal in Zeitlupe, und mit genauem Blick für Licht- und Materialdetails ans Werk.

Alvaro Sizas Lichtfestung

Kirchen, sagt Regisseur Christoph Schaub einleitend in seinem persönlichen Kommentar, hätten ihn seit jeher fasziniert, obwohl er als Agnostiker mit der Kirche als Institution nichts zu tun habe. Drum, nach einer ganzen Reihe von Architekturfilmen, unter anderem über Santiago Calatrava oder Peter Zumthor, jetzt seine Suche nach der *Architektur der Unendlichkeit*. Zu Wort und ins Bild kommen neben Peter Zumthor (mit seiner Kapelle und dem Museum Kolumba in Köln) Peter Märkli, Alvaro Siza Viero, der Künstler James Turrell und als einzige Frau die spanische Künstlerin Cristina Iglesias. All ihren Bauten und Kunstinstallationen gemeinsam ist eine vehemente, meist radikal reduzierte Formensprache und eine meditative Haltung.

Das grandiose Beispiel dafür ist Alvaro Sizas Kirche Santa Maria im portugiesischen Marco de Canaveses. Ausser eine festungsartige Skulptur, innen eine Sturzflut von Weiss, in der sich die Konturen des Raums auflösen. Als sich am Ende der Messe das himmelhohe Portal öffnet, will der Strom der Gottesdienstbesucher nicht mehr enden. Alvaro Siza, 85-jährig, hält es dabei mit der Religion eher pragmatisch. Angst vor dem Tod zu haben, nütze nichts und schade dem Leben, sagt er, zündet sich noch eine Zigarette an und übermalt die Todeswarnungen auf den Schachteln mit fröhlichen Porträts.

Keine Kirche, auch kein Museum ist Peter Märklis Bau in Giorno TI für die Skulpturen von Hans Josephsohn. Märkli erzählt und die Kamera zeigt, wie die romanischen Kapellen in



Im «Skyspace» von James Turrell. (Bilder: pd)

der westfranzösischen Provinz Saintonge seinen Sinn für die Freiheit der Form und für «unreine», mit dem Lauf der Zeit sich verändernde Gebäude geschult hätten. In der Leventina zeigt der Beton von Märklis 1992 gebaute Kunst-«Kapelle» ausser seinerseits Zeichen der Verwitterung – im Innern nehmen die rohen Wände den radikalen Ernst der Josephsohn-Skulpturen kongenial auf.

Die Rundreise führt weiter zu den mächtigen Nachkriegs-Kirchen von Rudolf Schwarz in Essen und Düren, ins Kloster Mariastein bei Solothurn oder in die gotischen Kathedralen von Metz und Köln. Woher die gewählten Bauten ihre spirituelle Ausstrahlung haben, was das «Handwerk» des Bauens für Zwecke der Kontemplation und Meditation ausmacht, bleibt im Film allerdings vage. Und mit fortschreitender Dauer treiben Filmemacher Christoph Schaub Fragen der Unendlichkeit und des Sterbens immer stärker um als die Architektur selber.

Abheben ins Universum

Einen schönen Satz dazu gebe es vom Philosophen Nikolaus von Kues aus dem 15. Jahrhundert, sagt Architekt Peter Märkli. Dieser habe das Universum einmal so definiert: Der Mittelpunkt sei überall – und die Grenzen nirgends. Schaub erweitert entsprechend die Grenzen, er besucht einen Waldfriedhof in Stockholm oder lässt den Künstler James Turrell über das Universum sprechen, wie es sich in seinen Bauten spiegelt, dem Roden Crater in Arizona oder einem seiner Skyspaces, dem Piz Uter in Zuoz von 2005. In die entgegengesetzte Richtung forscht Cristina Iglesias: nicht himmelwärts, sondern unterirdisch, mit Unterwasserwelten (*Submerged Rooms* in Mexiko) und Brunnenanlagen (*Tres Aguas* in Toledo). Die Aufnahmen ihrer Werke sind betörend, der Zusammenhang erschliesst sich eher assoziativ. Andere Bildspuren – ins Spiel versunkene Kinder, die Halle des Hauptbahnhofs Zürich, Flughafenszenarien oder ein Konzert – wirken dagegen willkürlich, ausser man will ihnen entnehmen, dass unter «universalen» Gesichtspunkten alles mit allem zusammenhängt.

Der schönste Satz im Film kommt vom Bauern-Ehepaar Scheidtweiler. Am Montag sei ihre viel besuchte Kapelle im einsamen Feld von Wachendorf in der Eifel jeweils geschlossen. Denn auch die Kapelle brauche einmal Ruhe.

Filmpremiere in Anwesenheit von Regisseur Christoph Schaub:
5. Februar, 20 Uhr, Kinok St.Gallen.

kinok.ch

The future is bright

Künstliche Intelligenz: Fluch oder Segen? Das Stück *Ich bin nicht menschlich* geht einer widersprüchlichen Entwicklung nach. Am 6. Februar ist Premiere im Theater 111.

Text: Corinne Riedener

Aus toter Materie etwas Lebendiges erschaffen: Das wollte auch Viktor Frankenstein, der Protagonist aus Mary Shelleys 1818 erschienenem Roman. Als Frankenstein begreift, wie hochmütig und anmassend sein Schöpfungsdrang war, kippt seine anfängliche Begeisterung in Abscheu und Entsetzen. Er macht sich zwar Vorwürfe, die Verantwortung für sein Tun will er dennoch nicht tragen und läßt sich dadurch noch zusätzliche Schuld auf.

Mary Shelleys romantisch-fantastische Geschichte wird gelesen als Mahnmal gegen den menschlichen Drang, sich selbst zu Gott zu machen und die Vernunft über alles zu stellen. Doch wie sähe Frankensteins Monster heute aus? Wäre es vielleicht ein Sex- oder ein Pflegeroboter? Ein selbstfahrendes Auto? Ein Nano-Drohnen-Schwarm? Oder ein Algorithmus, der klandestin unsere täglichen Entscheide beeinflusst? Und was, wenn diese Geschöpfe eines Tages aufbegehren, wenn die Computer und Roboter einen eigenen Willen entwickeln, wie es in vielen Science-Fiction-Erzählungen der Fall ist? Doch was heisst hier Science Fiction... «Unsere technikbegeisterte Gesellschaft eilt mit riesigen Schritten Richtung Science Facts», sagt Anne Meyer, die Regisseurin des Stücks *Ich bin nicht menschlich*, das im Februar im Theater 111 Premiere feiert.

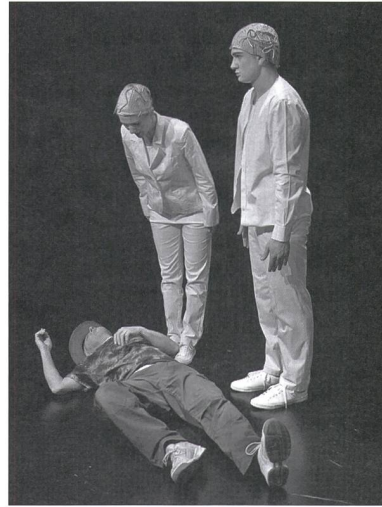
Wie Siri, aber mit Haut

Schon heute werden Roboter produziert, die ihre Halter nicht nur in sexueller Hinsicht verwöhnen sollen, sondern auch gleich noch den Haushalt schmeissen, das Wetter vorhersagen und sich anderweitig als Gesprächspartnerinnen anbieten. Wie Siri oder Alexa, aber mit Mimik, Gestik und einer Haut, die sich beinahe echt anfühlt. Nebst all den Fragwürdigkeiten aus weiblicher bzw. menschlicher Perspektive stellen sich dabei auch robo-ethische Fragen. Haben diese Wesen ein Bewusstsein? Sollen sie Rechte haben? Ein eigenes Zimmer? Eine Beerdigung? Oder die selbstfahrenden Autos: Ist deren rational getroffene Entscheidung weniger, gleich viel oder mehr wert wie die eines Menschen, der vielfach auch «den Bauch» miteinbezieht? Kann man das Auto rechtlich für einen selbstverursachten Unfall belangen oder muss der Mensch, der es programmiert hat, dafür geradestehen?

Viele romantisieren die neuen technologischen Errungenschaften, träumen von einer besseren Welt dank künstlicher Intelligenz. Einer Welt, in der wir Menschen endlich unseren ureigenen Bedürfnissen nachgehen können und nicht mehr der schindenden Lohnarbeit. Für sie sind Roboter und Algorithmen die künftigen, moralisch vertretbaren Sklaven. Weil sie ja nichts fühlen und somit auch nicht widersprechen können. Andere hingegen prophezeien der Menschheit eine düstere Zukunft: Roboter werden dereinst die Welt beherrschen, so die Dystopie. Die Maschinen werden sich aufschwingen und uns gefühlsladige Menschen überflüssig machen, uns zu Beta-Versionen degradieren, zu biologischem Abfall mit einer lächerlich kurzen Lebenserwartung. Die Zukunft wird unsterblich sein.

Man macht, weil man es kann

Die Meinungen klaffen weit auseinander. Nicht nur für Menschen, die sich kaum mit dem Thema künstliche Intelligenz auseinandersetzen, ist es schwierig, sich eine Meinung zu bilden. Auch weil ein gewisses Mass von K.I. vieles im Leben angenehmer machen kann. Und die Fachwelt? Da wird wacker gestritten, weiterentwickelt und verkauft. Man macht, weil man es kann, das scheint oft die Devise zu sein. Jede neue Entwicklung wird in den höchsten Tönen



Thomas Fuhrer, Nathalie Hubler und Rino Hosennnen. (Bild: pd)

angepriesen, alles glänzt, «the future is bright». Nie hört man von einem Software-Entwickler, der sich selbst in die Psychiatrie eingewiesen hat in der Hoffnung, dass man ihn dort nicht entdeckt und seine Erfindung nicht in die falschen Hände gerät, ähnlich wie bei Dürrenmatts *Physikern*.

Diesen und anderen Fragen zur Künstlichen Intelligenz geht das Stück *Ich bin nicht menschlich* nach. Da gibt es den charismatischen Doktor Bann, gespielt von Thomas Fuhrer. Der umtriebige Visionär und Programmierer stellt dem willigen Publikum an einer «Konferenz für neue Technologien» zwei seiner Schöpfungen vor: die Roboter Sophie und Hannes, gespielt von Nathalie Hubler und Rino Hosennnen.

Gespickt mit zig Anglizismen schwärmt Bann – er ist der einzige Mensch aus «Fleisch und Blut» im Stück und zugleich die ambivalenteste Figur – von seinen Humanoiden. Er berichtet von ihrem Innenleben, ihrer Schaffenskraft, ihrem Konversationspotenzial und ihrer Fähigkeit, selber zu lernen. Schnell wird klar: Sophie will die Welt zu einem lebenswerteren, besseren und gerechteren Ort machen, während Beta-Version Hannes von der Unterwerfung der Menschen träumt. Der Mann als Auslaufmodell sozusagen.

Wer nun denkt, das ist alles nur Theater, nur ein dramaturgisches Konstrukt der beiden Autorinnen Nathalie Hubler und Anne Meyer sollte sich dringend einmal auf YouTube und anderen Plattformen umschauen. Dort gibt es unzählige Mitschnitte und Vorträge verschiedener Tech-Konferenzen und -Vorträge. Der Inhalt des Stücks ist nicht ihren Köpfen entsprungen, sondern genau so gesagt worden an der RISE-Konferenz in Hongkong. Hubler und Meyer haben ihn lediglich übersetzt und den theatralischen Rahmen darum herum gebaut. Moralisieren wollen sie aber nicht, sagen sie. *Ich bin nicht menschlich* sei vielmehr eine Art Erklärstück, ein Aufruf, die eigene Verantwortung wahrzunehmen.

Premiere: 6. Februar, Theater 111 St.Gallen

Weitere Vorstellungen: 9., 10., 13., 15., 16., 23. und 24. Februar (Theater 111) sowie 6. und 7. April (Alte Stuhlfabrik Herisau)

Gespräch mit dem Historiker Caspar Hirschi, dem Wirtschaftsethiker Thomas Beschoner und dem K.I.-Spezialisten Thilo Stadelmann zum Thema «Warum Maschinen ein menschliches Aussehen haben sollten oder nicht»: 23. Februar, im Anschluss an die Aufführung.

theater111.ch

Das ist ein Inserat um eine Veranstaltung zu bewerben, die uns wichtig ist. Und es ist

so gross geworden, weil es ein **Fest** ist. Ein richtig wichtiges noch

dazu. Beziehungsweise der Anlass für das **Fest** ist wichtig. Oder

genauer: Wir nehmen den Anlass für das **Fest** auch als Anlass, wichtige Neuerungen zu präsentieren. Neu ist zwar nicht immer einfach so gut. Doch wir denken schon, dass wir ein paar gute Ideen hatten, welche grad jetzt zwar nicht mehr ganz neu sind, weil wir schon eine Weile daran sind, diese umzusetzen. Doch

wir sollten die Zeit bis zu diesem wichtigen **Fest** nutzen. Es gibt auch noch viel zu tun. Zum jetzigen Zeitpunkt ist nämlich noch ganz vieles unklar. Man sagt in solchen Situationen auch, es ist noch nicht spruchreif. Das tönt eleganter. So als ob es schon fast reif ist. Und in vielen Fällen stimmt das ja auch. Sogar bei uns.

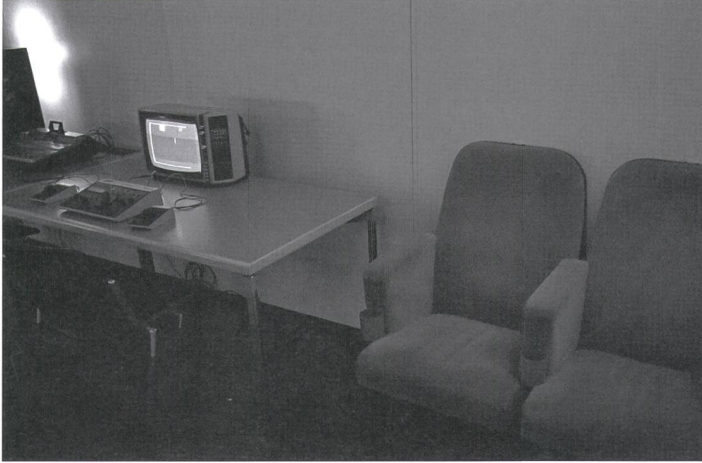
Wir glauben **Fest** daran, dass es gut kommt. Aber es mangelt zu diesem Zeitpunkt einfach noch an Konkretem. Das ist allerdings gar nicht so schlimm, weil das kommt ja alles noch. Und gut wird es sowieso. Was sollen wir hier ins Detail gehen in dieser schnelllebigen Zeit. Die Details kommen schon noch. Am allerwichtigsten ist im Moment sowieso nur das, was wir schon wissen. Und das

ist immerhin etwas. Es gibt nämlich ein **Fest** und das solltest du nicht verpassen!

Mit Donkey Kong einen Club Mate schlürfen

Wieder mal Super Nintendo zocken und dabei neue Leute kennenlernen: Das geht im Spielzimmer, einer Art Retro-Spielsalon und DIY-Treffpunkt in einem zwischengenutzten St.Galler Bürohaus.

Text: Urs-Peter Zwingli



Vergessen gegangene Figuren aus einer Kindheit und Jugend in den 1980er- und 90er-Jahren tauchen im Spielzimmer wieder auf. Yoshi, Donkey Kong und Super Mario grinsen, fliegen und springen einem von bunten Postern an grauen Wänden entgegen. Die Deko ist Programm im Spielzimmer an der Davidstrasse 21. Dieses besteht eigentlich aus vier nüchtern gestalteten (Büro-) Zimmern, die seit Januar einer Retro-Spielhalle, einem Workshop-Raum, einer Bar (samt fetten Boxen) und einem Virtual Reality-Space (eine Art 360-Grad-Videospiel) Platz bieten.

«Es soll ein Ort sein, an dem sich kreative Leute aus verschiedensten Szenen treffen können», sagt Patrick Jost, der Kopf hinter dem Spielzimmer. Der Name des Raumes ist nicht gestohlen: Als Besucher bekommt man sofort Lust, sich an den verschiedenen Konsolen auszutoben, sich in der Virtual Reality zu verlieren und danach an der Bar einen Club Mate zu schlürfen und Seich zu labern – zu spielen halt.

Do it yourself: Eis brechen

Patrick Jost ist selbständiger Programmierer und Gestalter von interaktiven Installationen im Bereich Kunstvermittlung und Ausstellungen. So ist die Nähe des Spielzimmers zur IT- und Computergame-Szene nicht verwunderlich, aber Jost betont: «Das Spielzimmer soll nicht allzu nerdig sein, sondern ein offener Treff- und Vernetzungspunkt.» Die Spielhalle, wo ein Super Nintendo, ein Sega Mega Drive, ein Amiga-PC, ein Pong (das erste Videospiel überhaupt, ein rudimentäres Tennismatch), ein Vectrex und andere Game-Kuriositäten warten, diene vor allem dazu, «das Eis zwischen den verschiedenen Leuten zu brechen».

Im Workshopzimmer erhalten verschiedenste Menschen Gelegenheit, ihre Projekte zu präsentieren: Der St.Galler Musiker und Elektroniktütler Klangforscher stellte am Eröffnungswochenende seinen selbstgebauten, analogen Synthesizer vor. Aber auch ein Kaffeeröster und ein Mikro-Bierbrauer werden von ihren Unternehmungen und Erfahrungen berichten. Sie alle eint etwas: der DIY-Gedanke («Do It Yourself»), der in der Punkbewegung wurzelt und besagt, dass man alles ausprobieren und machen kann, wenn man es nur will.

Getreu dieser Ethik funktioniert das Spielzimmer ehrenamtlich und nicht profitorientiert. «Viele Leute haben mir spontan ihre Mitarbeit angeboten», sagt Patrick Jost. Auch seien nach dem Eröffnungswochenende bereits Menschen mit neuen Vortrags-

ideen auf ihn zugekommen: ein Verein, der programmierende Frauen fördert, oder eine Ostschweizer Cosplay-Künstlerin zum Beispiel. «Unser Programm entsteht laufend, alles ist improvisiert», sagt Jost. Es lohnt sich also, regelmässig auf spielzimmer.org vorbeizuschauen. Übrigens: Im Spielzimmer sind auch Anlässe für Kinder vorgesehen. Bereits fix ist ein Workshop am 17. Februar, an dem chinesische Laternen gebastelt und chinesische Kindergeschichten vorgelesen werden.

Weitergehen wird es – aber wo?

Das Spielzimmer ist eine günstige Zwischennutzung, die sicher bis und mit März Bestand hat. «Danach soll es in irgendeiner Form weitergehen. Ob hier oder anderswo, ist noch offen», sagt Patrick Jost. Aber nicht nur im Parterre, sondern in allen Stockwerken des unscheinbaren Bürogebäudes an der Davidstrasse 21 pulsiert es: Im Keller ist ein Siebdruck-Studio geplant, in den oberen Stockwerken feilen Künstlerinnen, Kreative und Selbständige seit Oktober an ihren Werken und Projekten.

Die Räume werden als Ateliers oder Co-Working-Spaces günstig vermietet. Dahinter steht der Verein Leerraum, der dieses Projekt «Haus Famos» nennt. Das Haus öffnet am 9. Februar seine Türen für die Öffentlichkeit, eine Art Werkschau steht auf dem Programm. Auch für das Haus Famos gilt: Noch bis Ende März kann das Gebäude genutzt werden, das zuvor drei Jahre lang leer stand. «Unser Ziel ist es aber, eine Anschlusslösung zu finden», sagt Melanie Diem vom Verein Leerraum. Zentral sei, die gewachsenen Netzwerke und Beziehungen an einen neuen Ort zu übertragen. Der Verein sei diesbezüglich in Gesprächen mit der Stadtverwaltung, die bei der Suche nach neuen Räumen Hand bietet.

Events im Spielzimmer:

17. Februar, ab 14 Uhr: Chinesisches Laternenfest zum chinesischen Neujahr. Laternen-Basteln, chinesische Spiele und Leckereien. Für Kinder und Eltern.
23. Februar, ab 10 Uhr: Workshop Keramik 3D-Druck. Einführung und Druck eines eigenen Modelles. Anmeldung erforderlich.

spielzimmer.org

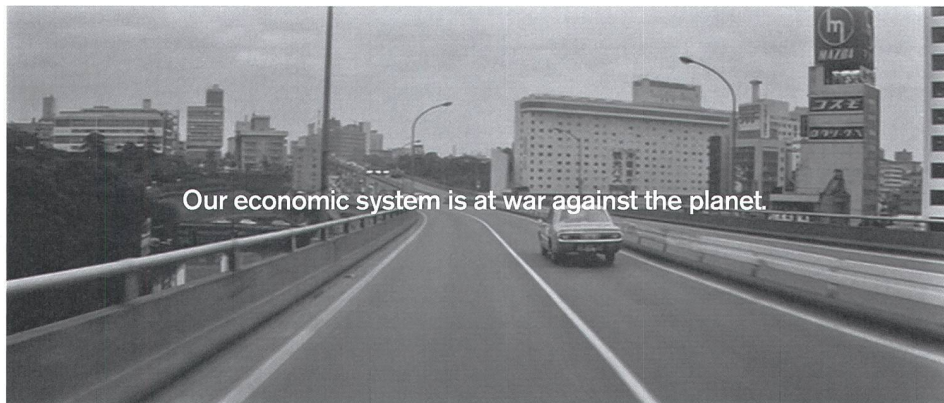
Tag der offenen Tür im Haus Famos mit Atelierbesichtigungen, Werkschauen und mehr: 9. Februar.

leerraum-sg.ch/haus-famos/

Düstere Klimaperspektive

In ihrem exakt geschnittenen Essayfilm *Un Film, Réclamé* verhandeln die brasilianische Filmemacherin Ana Vaz und der französische Künstler Tristan Bera die prekären Aussichten zur Klimakatastrophe in Bildern der Filmgeschichte. Zu sehen im Kunstraum Kreuzlingen.

Text: Georg Gatsas



Die Meldung der 24. Klimakonferenz der Vereinten Nationen in Polen war schockierend klar: Fast alles, was wir am Leben lieben und schätzen, steht angesichts der gerade stattfindenden Klimakatastrophe in Verhandlung. Die Korallenriffe, Venedig, die Eiszonen der Meere und unsere Alpengletscher, der Golfstrom, unzählige emblematische und weniger sinnbildliche Tier- und Pflanzenarten: Sie alle könnten bereits innerhalb unserer Lebensspanne verschwinden. Hunger, Stürme, Kriege, Millionen von Klimaflüchtlingen: Der Klimawandel wird auch hierzulande unsere Ressourcen sehr knapp werden lassen, staatliche und private Gewalt wird eskalieren, neue tödliche Krankheiten werden die Sterblichkeit erhöhen. Es könnte sein, dass wir und unsere Kinder nicht besonders alt werden. Die menschliche Lebensgrundlage würde wieder auf die Eigenschaften reduziert, die sie historisch die meiste Zeit ausgezeichnet haben: finster, grausam und kurz.

Genau da setzt *Un Film, Réclamé* der brasilianischen Filmemacherin Ana Vaz (Jahrgang 1986) und des französischen Künstlers Tristan Bera (1984) an: Der Film geht dem Thema der Klimakatastrophe nach, indem die beiden in einen kinematografischen Dialog mit den Werken ihrer Vorbilder treten. Denn im Laufe des immer schneller werdenden Klimawandels wurde auch unsere Kultur mit Kriegs- und Zombie-Filmen und *Children of Men*-Dystopien immer apokalyptischer.

Un Film, Réclamé erzählt die Geschichte des menschlichen Handelns und dessen Auswirkungen. Für Ana Vaz und Tristan Bera ist das Anthropozän nicht nur ein geologisches Zeitalter, sondern «eine politische, wirtschaftliche und soziale Krise». Mit den Mitteln der Filmkunst werden die Werke von Regisseuren wie Stanley Kubrick, George Miller oder Andrei Tarkovski neu montiert. Kurze Sequenzen aus der Filmgeschichte – beispielsweise aus

Titanic oder *Fitzcarraldo* – werden so akribisch geschnitten, dass sie ein neues Referenzsystem aus Zeichen, Bedeutungen und Ereignissen bilden. Collagiert werden die Sequenzen auf einer weiteren Ebene mit selbst gedrehtem Bildmaterial und neu aufgenommenen Tonspuren, in denen sich Gedanken zur aktuellen geopolitischen Krise mit fiktiven Spekulationen mischen.

So stellen wir unweigerlich neue und multiple Perspektiven zur Geschichte und Gegenwart her. Und es wird deutlich, was Ana Vaz und Tristan Bera uns sagen wollen: Anerkennt die Krise und handelt jetzt!

Ana Vaz und Tristan Bera: *Un Film, Réclamé* (2015): bis 24. März, Kunstraum Kreuzlingen

Soirée der Thurgauischen Kunstgesellschaft: Samstag, 23. März, ab 18.30 Uhr

kunstraum-kreuzlingen.ch/

Alte Musik mit neuem Schub

Die Ostschweiz ist in Sachen historische Musikpraxis nicht gerade ein Hotspot. Es gibt in der St.Galler Tonhalle – fast nichts. Es gibt immerhin die kleine Konzertsreihe jeweils an den St.Galler Festspielen, die Dommusik hat spezialisierte Ensembles, die Alte Kirche Romanshorn bringt experimentierfreudige Projekte zu Gehör, und Bach ist fest in den Händen der J.S. Bachstiftung. Zudem existiert seit mehr als 30 Jahren das Forum Alte Musik in St.Mangen – vom damaligen Organisten Jürg Brunner zu einer Zeit gegründet, als die «historisch informierte» Musikpraxis noch nicht Allgemeint war.

Jetzt hat das Forum einen neuen Namen und mit der Dietschweiler-Stiftung einen potenten Sponsor gefunden. Unter dem Titel Alte Musik St.Gallen finden im Februar und März 2019 jeweils sonntags fünf Konzerte statt, und die Namen lassen aufhorchen. Den Auftakt macht das spanische Huelgas Ensemble von Paul van Nevel mit Renaissance-Musik um Guillaume Dufay. Und zwei Wochen später kommt Vaclav Luks mit den Bläsern seines Prager Collegiums 1704 nach St.Gallen mit dem «modernsten» Programm des Zyklus: Bläserserenaden von Mozart bis Dvorak. Den zwei internationalen Spitzenensembles sekundieren an den anderen Abenden Musikerinnen und Musiker aus der Region. Michael Wersin von der Dommusik spielt mit befreundeten Instrumentalistinnen Consort-Musick des englischen 17. Jahrhunderts unter dem Titel «Locke unlocked». Und Mangen-Organist Verena Förster widmet sich mit Altistin Franziska Kimme und Cellistin Bettina Messerschmidt Bachs Schemelli-Liedern. Den Schluss macht Jean-Claude Zehnder auf der historischen St.Mangenorgel.

Stiftungspräsident Thomas Dietschweiler habe als regelmässiger Konzertbesucher den Anstoss zum Ausbau gegeben, und die bisherige Leiterin des Forums, Verena Förster, sei auf ihn zugekommen, erklärt Michael Wersin, der künstlerische Leiter des Zyklus. Die Reihe baue gezielt auf der langjährigen Tradition in St.Mangen auf; so habe man wiederum darauf geachtet, Programme aus unterschiedlichen Epochen und Ländern und in diversen Besetzungen zu bieten. Neu sei die Erweiterung um bekannte Ensembles, die man sich im bisherigen Rahmen nicht hätte leisten können. Das biete die Chance, auch ein Publikum zu erreichen, das mit Alter Musik bisher nicht so vertraut sei – umso mehr, als die Konzerte wie bisher bei freiem Eintritt mit Kollekte angeboten werden, samt Einführung und Apéro.

Kulturpolitisch ist dies nicht ganz unproblematisch – denn während einheimische Veranstalter, Chöre oder Orchester für ihre Projekte um öffentliche und private Unterstützung kämpfen und realistische Ticketpreise verlangen müssen, sind hier dank der Stiftung Spitzenensemble praktisch gratis zu hören. Michael

Wersin ist sich der Thematik bewusst. Niederschwellig wolle der Zyklus jedoch ausdrücklich bleiben, weil das Stamm-publikum dies so gewohnt sei, «aber natürlich bitten wir um eine Kollekte». Und mit der zeitlich begrenzten Konzertreihe halte sich die Konkurrenzproblematik wohl in Grenzen. Bestenfalls gewinnt dank AMSG die Alte Musik viele neue Freunde – auch für den Rest des Jahres und für die hiesigen Player. (Su.)

Alte Musik St.Gallen: 3. Februar bis 3. März,
Kirche St.Mangen St.Gallen

amsg.ch

Kino

Familie zwischen den Stühlen

Aus dem Rahmen heisst das Projekt, und es fällt in seiner multimedialen Anlage tatsächlich aus dem Rahmen des Gewohnen und des Denkens in Sparten-Schubladen. Initiator ist der in Speicher lebende Autor Ralf Bruggmann. Er hat sich bisher mit Kurztexten profiliert, hat 2017 den ersten Schreibwettbewerb von Appenzell Ausserrhoden gewonnen, ist Autor der «ambulanten Lesungen» in Speicher und hat sich jetzt mit Film- und Theaterleuten zusammengetan.

Auch inhaltlich ist dabei allerhand «aus dem Rahmen» geraten. Die Story skizziert Bruggmann so: «Eine Familie im Rahmen der Möglichkeiten – das war es, was der Vater seinen Kindern Felicia und Felix stets zu bieten versuchte. Jetzt ist der Vater tot, und die beiden Geschwister setzen sich mit den Fragezeichen auseinander, die er in ihren Köpfen zurückgelassen hat. In literarischen Skizzen und Tagebucheinträgen reisen sie in die Vergangenheit, vergleichen Erinnerungen, schärfen die Bilder. Doch auch die Perspektive des Vaters erwacht zum bewegten Leben – im Rahmen der Möglichkeiten und darüber hinaus.»

Aus dem Rahmen wird im Kino Cinéwil uraufgeführt. Idee und Text stammen von Ralf Bruggmann, interpretiert von Philipp Langenegger (Film), Manuela Gerosa und Ralf Bruggmann (Bühne), filmisch unterstützt von Philipp Knöpfel. Es ist ein Abend zwischen den Zeiten und den Orten, zwischen den Stühlen und den Zeilen – bespielte Bühne, Lesung und Kino zugleich. Aus dem Rahmen sei kein Projekt für einen einzigen Abend, sagt Ralf Bruggmann. «Es ist beliebig multiplizierbar und kann überall aufgeführt werden, wo eine Leinwand vorhanden ist.» (Su.)

25. Februar, 20 Uhr, Kino Cinéwil Wil

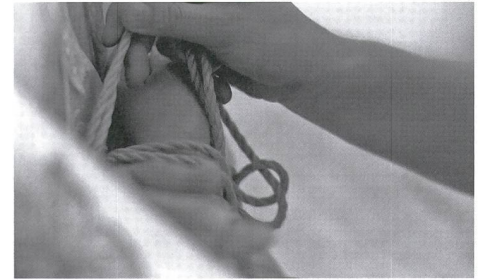
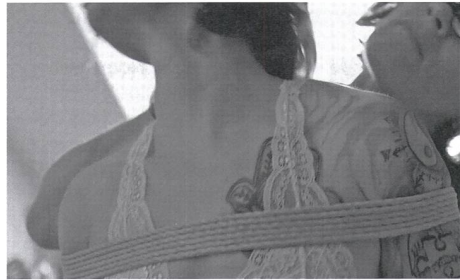
cinewil.ch

Berthas

Sexpositiv in den Frauenstreik

Femporn, ein Manifest gegen den Anti-Feminismus und Lust auf Frauenstreik – die Berthas* mobilisieren.

Text: Corinne Riedener



Metusa ist gefesselt und kann trotzdem fliegen. Isith küsst ihren Nacken, wickelt ihr das Hanfseil um den Hals, verknötet vorsichtig Metusas Arme hinter dem Rücken, widmet sich dann ihren Oberschenkeln. Knoten für Knoten. Die beiden Frauen praktizieren Shibari, die erotische Fesselkunst Japans, in Europa auch «Japanese Bondage» genannt und nicht nur in der BDSM-Szene eine beliebte Technik. Es geht, anders als beim westlichen Bondage, nicht nur darum, das Gegenüber unbeweglich zu machen, die Liebe (oder wechselnde Gespielin) zu fesseln. Shibari hat auch viel mit Ästhetik zu tun, manche Fesselarten sind wie Kleidungsstücke, gleichen einem Body oder einem Netzberteil.

Zu sehen sind Metusa und Isith im sechsinütigen Kurzfilm *Mach mich fliegen* der St.Galler Filmemacherin Morena Barra (mehr von ihr auf Seite 9 in diesem Heft). Das Spiel mit dem Fesseln ist auch ein Spiel der Gegensätze: Es geht um Vertrauen und Hingabe, um Dominanz und Unterwerfung, um Kontrolle und Kontrollverlust, darum sich auszuliefern und trotzdem frei zu sein. Oder anders gesagt: selbst über die eigene Lust und die Art der Sexualität zu bestimmen, ohne sich von dem beeinflussen zu lassen, was andere für «richtig» oder «falsch» halten. Selbstgewählte Unterwürfigkeit im erotischen Spiel ist leider immer noch verpönt, gerade bei manchen Feministinnen. Und das, was man im gemeinen Porno so sieht in diesem Genre, hat bedauerlicherweise wenig mit der Realität zu tun und ist zudem vom «Male Gaze», dem männlichen Blick, bestimmt.

Auch darum geht es am ersten von insgesamt vier Dienstagabenden im Palace, die im Februar und im März vom queerfeministischen Kollektiv «Die Leiden der jungen Bertha*» organisiert werden. Und darum, wie Femporn definiert werden kann. (Filmtipp: Alles von Erika Lust.) Morena Barra und Alice Weniger vom Bertha*-Kollektiv diskutieren über das Potenzial des Femporns, über die Kraft der Kamera und die Wut eines Orgasmus. Auch Morena Barras Film wird gezeigt. Das Palace verwandelt sich für einen Abend wieder in ein «Schmuddelkino», sagen die Berthas* – «und dieser Begriff wird gleichzeitig neu besetzt.»

Der zweite Abend steht ganz im Zeichen des politischen Manifests. «Let's take up space!», heisst es in der Ankündigung. «Der Ruf nach Frauenrechten und Gleichberechtigung ist laut und spürbar. Gerade das Medium des Manifestes steht als politisches und künstlerisches Mittel dafür ein.» Passend zu diesem Thema zeigen die Berthas* die Videoarbeit *WE TAKE UP SPACE_!* der Künstlerin Alizé Rose-May Monod. In Form einer Neuinszenierung eines Videos der Regisseurinnen Carole Roussopoulos und Delphine Seyrig von 1976, dem Valerie Solanas *S.C.U.M. Manifesto* als Grundlage dient, knüpft sie daran vergangene feministische Positionen an und führt diese in eigenen Statements selbstbewusst weiter.

Abend Nummer drei widmet sich dem «Antifeminismus als Mittel rechts-populistischer Rhetorik». Wir kennen sie alle, die abschätzigen Kommentare: Feminazi, Kampfliebe, unterficktes Stück, oder um Brasiliens neuen Präsidenten Bolsonaro zu zitieren: Die ist so hässlich, die will ich nicht mal vergewaltigen. Die Genderforscherin und Soziologin Franziska Schutzbach (mehr von ihr auf saiten.ch und in der Saitenausgabe vom März 2018) stellt ihr kürzlich erschienenen Buch *Die Rhetorik der Rechten. Rechtspopulistische Diskursstrategien im Überblick* vor und erklärt, inwiefern Antifeminismus und Anti-Gender zentrale Elemente dieser Rhetorik sind, ob nun im rechten oder im christlich-fundamentalen Spektrum.

Am vierten Abend schliesslich wird das Manifest-Thema weitergesponnen und ins Heute übertragen. Dieses Jahr am 14. Juni findet der Frauen*streik statt. An diesem Tag wird einiges flachliegen, so viel ist klar, schliesslich machen die Frauen einen Grossteil der Erwerbstätigen aus. Und im Care-Sektor sind sie seit jeher in der Überzahl (wenn auch nicht unbedingt in den Führungsetagen). Für die Philosophin Tove Soiland ist klar: «Der Care-Sektor ist zum Battleground neoliberaler Restrukturierungen geworden, was Auswirkungen auf die Arbeitsbedingungen hunderttausender Beschäftigter hat.» Im Palace stellt sie ein Manifest zum Frauenstreik 2019 vor, das als Gemeinschaftswerk vieler im Care-Bereich tätiger Frauen aus dem Feministischen Leseseminar der Gewerk-

schaft VPOD in Zürich entstanden ist. Darin formulieren sie ihre Kritik an der Ökonomisierung ihres Berufsfelds unter dem Vorschein einer Professionalisierung.

Ein ambitioniertes Programm, das sich die Berthas* da zusammengestellt haben. Ein Programm, das auch zeigt, wie breitgefächert der feministische Aktivismus sein kann und muss. So geht es also sexpositiv in Richtung Frauenstreik – und in ein hoffentlich weiter geschlechterbewegtes neues Jahr. (co)

Feministische Perspektiven an der
Erfreulichen Universität:
12., 19. und 26. Februar sowie 5. März,
Palace St.Gallen

palace.sg

Buch

Vorwärts zurück zur Tauschgerechtigkeit

Was ist eine Ananas wert? Christoph Fleischmann fragt dies im Auftakt zu seinem Buch *Nehmen ist seliger als geben* – und gibt eine bedenkenwerte Antwort. Als junger Austauschstudent in Madurai in Südindien habe er auf dem Markt den Preis jeweils um ein paar Rupien heruntergehandelt und sich stolz gefühlt, «kein dummer Tourist zu sein». Bis er eines Abends sah, dass die Ananasverkäuferin ihr Nachtlager auf der Strasse hatte. Der Stolz schlug in schlechtes Gewissen um, er zahlte künftig den vollen Preis und kam mit der Frage trotzdem nicht klar: Warum bin ich im Wohlstand gross geworden und sie in Armut?

Die Ananas bringt den Ball ins Rollen, über Verteilungsgerechtigkeit und den Wert der materiellen Dinge nachzudenken. Ist das neue Smartphone wirklich 800 Franken wert? Und das T-Shirt aus Bangladesch bloss 5? Antworten sucht das Buch in grossen, historisch fundierten Bögen. Fleischmann zeichnet die Geschichte des Tauschhandels seit der Antike nach und stellt fest: «Galt einst ein Handel dann als gerecht, wenn Waren gleichen Wertes oder Ware und Geld gleichen Wertes getauscht wurden, so ist diese Vorstellung abgelöst worden durch die Idee: Gerecht ist ein Handel, wenn beide Vertragspartner ihm freiwillig zustimmen – unabhängig davon, ob das gezahlte Geld dem Wert der Ware entspricht.» Der «gerechte» Preis ist demnach der, den wir zu zahlen bereit sind.

Diese kapitalistische Logik setzt nach Fleischmanns Darstellung nicht erst in der Industrialisierung, sondern bereits im Mittelalter ein – damals allerdings noch in Konkurrenz mit alternativen Modellen. Auf diese greift das Buch auf der Suche nach Tauschformen «jenseits des Kapitalismus» zurück. Dazu zählt der Autor etwa die Überlegung, Natur- und Umweltschutz sei begründet in einer Art Generationenvertrag: als Tauschgerechtigkeit zwischen den Generationen. Wer vom Gemeineigentum, wie es die Natur ist, etwas nimmt, muss etwas Gleichwertiges zurückgeben – der Handel mit CO₂-Zertifikaten oder die aktuelle Zersiedelungsinitiative (mehr dazu

auf den Seiten 43–47) lassen grüssen. Eine andere Form sind «Deals» zwischen Produzentinnen und Konsumentinnen: Die einen erfüllen bestimmte ökologische Standards, die andern zahlen den entsprechend höheren Preis dafür.

Auch beim kontroversen Thema Geld sieht Fleischmann mögliche Ansätze: «Das Ziel müsste so etwas wie eine Kapital-Allmende sein: Geld, das diejenigen sich nehmen dürfen, die damit etwas im Sinne des Gemeinwohls Vernünftiges anfangen, das aber denen mittels Steuern entzogen wird, die davon so viel haben, dass sie es investieren könnten. Kapital nicht mehr als Mittel zur privaten Bereicherung, sondern nur noch als Möglichmacher für Neues.» «Jedem nach seinen Bedürfnissen und jeder nach seinen Kräften»: Nach diesem Grundsatz (aus Etienne Cabet's Roman *Die Reise nach Ikarien* von 1842) könnte nach Fleischmanns Überzeugung eine zumindest etwas tauschgerechtere Welt entstehen. Viel Stoff zum Diskutieren – Gelegenheit dazu gibt es: Der Autor stellt im Februar im Palace sein Buch vor. (Su.)

Christoph Fleischmann: *Nehmen ist seliger als geben*, Rotpunktverlag Zürich 2018, Fr. 15.–

Buchvorstellung: 5. Februar, 20 Uhr, Palace St.Gallen

Debatte

Asoziale Medien?

Digital-Diäten sind «in» – am liebsten möglichst kurz. Auch die Kantonsschule Trogen macht mit, aber nicht weils grad Mode ist, sondern ernsthaft. Unter dem Titel FFF (Facebook Fastenmonat Februar) realisiert sie den temporären Ausstieg aus Facebook und Instagram. Nach vorheriger Ankündigung werden am 31. Januar die Accounts deaktiviert und die Logos auf der Homepage kst.ch entfernt samt dem Hinweis: «Wir denken nach».

Den Anstoss zum Nachdenken hatte schon vor Jahresfrist ein Antrag des inzwischen pensionierten Lehrers Hans Fässler gegeben, der den «andauernden Datenmissbrauch durch die Firma Facebook» und das «kommunikative Durcheinander» an der Schule anprangerte. Ganz schliessen wollten Schulleitung und Schülerorganisation den Account nicht – aber temporär wird dies jetzt Tatsache, samt dem Vorsatz, Datenschutz und den Umgang mit Social Media zu thematisieren. Dies soll im Unterricht geschehen, aber auch öffentlich: Am 20. Februar findet ein Trogen Talk zum Thema «Asoziale Medien?» statt. Es diskutieren die Journalisten Barnaby Skinner und Susan Boos, Andreas Wiebe (Hulbee AG und Swisscows) und der Leiter des Rechenzentrums in Gais, Thomas Baumgärtner. Vor der Debatte wird der Film *PreCrime* gezeigt. Am 28. Februar um Mitternacht wird die Schule die Accounts wieder aktivieren. (Su.)

20. Februar, 17 Uhr (Film) und 19 Uhr,
(Debatte), Kantonsschule Trogen

kst.ch

2 Gedichte im Februar

Tage, an denen ich
Wach durch die Strassen gehe
Als ob jemand Hand anlegte
Am Schmutz der Fenster
Als ob die Gläser geschärft
Der inneren Brille
Die Linsen justiert
Von Geisterhand

I can see for miles

Prärien vor dem inneren Auge
Der Himmel über ihnen
Licht

Claire Plassard, 12. Februar 2018

Hornung

Lichtarme Tage
Hochnebel, überfallen
Von der sibirischen Kältepeitsche

Grau verschneit dämmert
Die Stadt im zögerlichen
Morgenlicht

Doch am Letzten des Monats
Heute
Tut sich der Himmel auf –
So blau

Florian Vetsch, 28. Februar 2018

Aunt Mary Flip

Was kann man mischen, was geniesst sich am besten rein? Die Frage lässt sich gar nicht so leicht beantworten. Zumindest in gewissen Fällen. Ganz sicher nicht in allen: Ob man sich roten Wodka und Red Bull in unheiliger Allianz zu Gemüte führen soll, muss – aus der Perspektive ernsthaft betriebener Barkulturforschung – eigentlich jederzeit kategorisch und in aller Deutlichkeit verneint werden. Dies vor allem, weil die beiden – nota bene einzigen – Zutaten für sich allein genommen schon ziemlich fragwürdig sind.

Zur Gretchenfrage des Mischens findet sich in Ernst von Salomons autobiografischem Roman *Der Fragebogen* aus dem Jahr 1951 ein klares Statement aus dem Prä-Energy-Drink-Zeitalter (als Wodka noch «erfrischend» weiss war). Nachdem sich der Protagonist des Buches zusammen mit der Ärztin Dr. Querfeldt zu deren Likörschrank begeben hat, um sich eingehend und ernsthaft mit dessen Inhalt zu beschäftigen, schreibt er folgendes:

«Es war eine Batterie der edelsten Getränke, reine, was-serklar gebrannte und getönte, würzige aus öligen Kräutern und duftenden Früchten. Wir probierten sie alle durch und waren uns vollkommen darüber einig, dass hintereinander etwas vollkommen anderes sei als durcheinander, dass die neomodische Sitte der Cocktails nichts anderes darstelle als eine bedauernswerte Barbarei».

«Vom Unmischbaren» würde wohl ein Buch von Salomons zum vorliegenden Thema heissen. Erster Leitsatz und gleichsam strikt zu befolgendes Mantra dieses Werks wäre «hintereinander statt durcheinander». Konsultiert man Google, fällt auf, dass sich die Frage «pur oder gemischt» durch weite Teile kulinarischer Inhalte im World Wide Web zieht. Welches ist nun der Königsweg, Marihuana zu geniessen: spliff, joint oder blunt? Und ist Himbeerblättertée für sich allein oder gemischt während der Schwangerschaft am bekömmlichsten? Schliesslich: Weshalb verachten Kaffee-Puristen die milchigen Cappuccino-Trinker?

In vielen Fällen wird das Zusammenführen mehrerer Substanzen mit Verunreinigung und bisweilen gar Befleckung assoziiert. Von Salomon beschreibt die Schnäpse als edel und rein, gewissermassen als gewonnene geschmackliche Essenz. Weshalb soll man das ohnehin schon Perfekte mit kulinarischem Multitasking weiter verändern? Das Interessante am Getränke-Mischen liegt, ähnlich wie beim Kochen (und im Leben überhaupt), im Ausbalancieren verschiedener Geschmacksrichtungen. In vielen klassischen Mixgetränken wird versucht, Süsse, Säure, Salzigkeit und Bitterkeit in Einklang zu bringen. So schreibt Harry Schraemli im grossen *Lehrbuch der Bar* denn auch, dass Mixen genauso eine kulinarische Kunst sei wie das Kochen.

Man gebe ein Eigelb, einen Barlöffel Nescafé, 1/2 Messglas Tia-Maria-Likör, 1/2 Messglas Rum in einen Schüttelbecher. Anschliessend schüttle man kurz, aber kräftig und seihe das Gemisch in ein Flipglas. Vor dem Servieren streue man noch etwas Blitzkaffee über das Glas.

Wir selbst sind grosse Fans des Mischens und Ausprobierens, in allen Lebensbereichen und Lebenslagen – möglichst ungestüm. Nichtsdestotrotz gibt es in den Barbüchern und Bars dieser Welt immer wieder fragwürdige Balancierungsversuche. Mit dem «Aunt Mary Flip» laden wir Sie diesen Monat zum Geschmacksrichtungsbalancieren nach Schraemli ein. Wohl bekomms!

Niklaus Reichle, 1986, und Philipp Grob, 1982, Sozialwissenschaftler und Bartender, arbeiten an einem Projekt zur Aufarbeitung der helvetischen Cocktailkultur.

#BeichteFürEinenFreund

Niemand ist perfekt, alle machen Fehler. Darüber zu reden entlastet die Seele enorm. Besonders wenn es nicht die eigenen Verfehlungen sind. Darum: Kommt vorbei und erzählt uns die schlimmsten und grausigsten Fauxpas von Kolleginnen, Freunden, Verwandten und Bekannten.

Jeden Mittwoch im Februar von 12 bis 14 Uhr könnt ihr die Fremdbeichten beim Eingang des Konsulats rechts mündlich überliefern oder schriftlich deponieren. Es winkt eine südlässige Überraschung. Der Onlineschalter absolution@saiten.ch hat 24 Stunden sieben Tage die Woche geöffnet. Vollständige Anonymität wird selbstverständlich gewährleistet. Die drei originellsten Stories werden von der Saitenredaktion in prosaische Kurzgeschichten vertextet.

Saiten-Schalter im Februar, mittwochs 12–14 Uhr,
Frongartenstrasse 9, St.Gallen

Monatstipps der Magazine aus Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Winterthur, Olten und Zug

AAKU
Aargauer Kulturmagazin



Vulvpower

Ihre neuste EP heisst «Vagina Police / Fascism is Coming (Get Out of Bed)» und ist ein lauter Protestsong gegen den anhaltenden Sexismus. Dream Nails nennt sich die Londoner Untergrund-Band, macht feministischen Indie-Punk und wird am One of a Million spielen. Das Musikfestival mit seinen unzähligen Konzerten verwandelt Baden zum neunten Mal zu einem Mekka für Experimentelles und Frisches. **Musikfestival One of a Million 1. bis 9. Februar, diverse Orte in Baden**
oam.ch

Programmzeitung
Hilft im Kanton Basel



Pablo Picasso, *Femme En Chemise (Madeleine)*, 1904-1905, London, Tate, Hinterlassen C. Frank Sloop, 1933 © Succession Picasso/2018, ProLitteris, Zürich, Foto: © Tate, London 2018

Meilensteine

Die Fondation Beyeler stellt in einer Schau mit rund 80 Werken aus öffentlichen und privaten Sammlungen die Blaue und die Rosa Periode Pablo Picassos umfassend vor. Die sechs Schaffensjahre im Leben des jungen Picasso gelten als Meilensteine für sein gesamtes Oeuvre. Die Ausstellung entstand in Kooperation mit dem Musée national Picasso und dem Musée d'Orsay. **Der junge Picasso – Blaue und Rosa Periode 3. Februar bis 26. Mai, Fondation Beyeler, Basel**
fondationbeyeler.ch

BKA
BERNER KUNSTANZEIGER



Baumwollfelder

Er schreibt wie von der Tarantel gestochen und singt wie Tom Waits: Der Berner Autor Michael Fehr bringt auf seinem Album «Im Schwarm» Blues und Spoken Word auf einen Nenner. Mit Whiskystimme singt er über Baumwollfelder in Ausserholligen und geschlachtete Rebhühner. Das Album tauft er mit seinem Gitarristen und Partner in Crime Manuel Troller sowie den Musikern Andi Schnellmann und Rico Baumann. **Michael Fehr 21. Februar, 20.30 Uhr, ISC Club, Bern**
isc-club.ch

041 Die unabhängige Stimme für Kultur in der Zentralschweiz
www.041.ch



Schlafzimmermelodien

Tender bringen Frühlings-Vibes in den Südpol Luzern. Im Gepäck hat das englische Duo sein neues Album «Fear of Falling Asleep», das – passend zum verträumten Titel – im eigenen Schlafzimmer aufgenommen wurde. Tanzbarer Electro-Pop für die grauen Tage! **Tender 16. Februar, 22 Uhr, Südpol, Kriens**
sudpol.ch

KUL



Polenspiel

Nach dem überwältigenden Erfolg von «My Fair Lady» kehrt die Operettenbühne Vaduz zum Operettenfach zurück: Unter der Regie von Astrid Keller und der musikalischen Leitung von William Maxfield hat «Der Bettelstudent» am 25. Januar im Vaduzer Saal Premiere gefeiert. Der Klassiker von Karl Millöcker dreht sich um einen falschen Fürsten und allerlei Intrigen – ein passender Stoff für die Operettenfans im Fürstentum. **Der Bettelstudent bis 17. Februar, Vaduzer Saal, Vaduz**
operette.li

Coucou



Kulturpille

Im Februar erwachen die Gemüter langsam wieder und mit ihnen das Interesse an Erquickung und Unterhaltung. Winterblues wird mit Kultur bekämpft, sozusagen. Alle Jahre wieder ist das Moltonfestival die beste Pille gegen diesen Blues: Drei Abende mit insgesamt sechs musikalischen Schmankerln, wie zum Beispiel der französisch-helvetischen Combo Carrousel oder dem grandiosen Duo Black Sea Dahu. **Molton Festival 21. bis 23. Februar, Theater am Gleis, Winterthur**
molton.ch

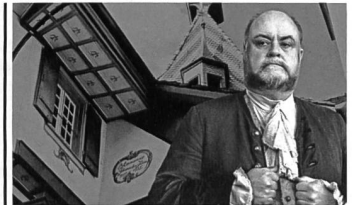
AUSGEHEN



Vollpension

Eltern werden ist nicht schwer, Eltern sein... Bettine und Gerd haben ein Problem: Ihr Sohn Marc hängt seit seinem Abi zuhause rum und tut nichts als schlafen, fernsehen, kiffen, den Kühlschrank leerfressen und Party machen – natürlich inklusive Wäschewasch-Service in elterlicher «Vollpension». Keine Initiative, kein Plan in Sicht. Nichts. Eine Komödie über die Höhen und Tiefen des Eltern-Daseins. **Wunschkinder 21. Februar, 19.30 Uhr, Stadttheater Olten**
stadttheater-olten.ch

ZUGKultur



Politkrach

Was tun, wenn das politische Geschehen weltweit immer verrückter spielt? Dann wirts Zeit für einen Rückblick. Zum Beispiel 1728 in die Stadt Zug: Der damalige grosse Krach zwischen «Harten» und «Linden», antifranzösischen und frank-reichtreuen Zugern, lässt sich in originalgetreuer Garstigkeit wieder erleben. Die Zuger Spillüüt zeichnen Aufstieg und Fall eines Zuger Politikers nach, bis hin zu seinem Tod auf dem Weg zur Strafgaleere. **Zuger Spillüüt: De schwarz Schuemacher bis 16. Februar, Theater im Burgbachkeller, Zug**
zuspi.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbepattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org